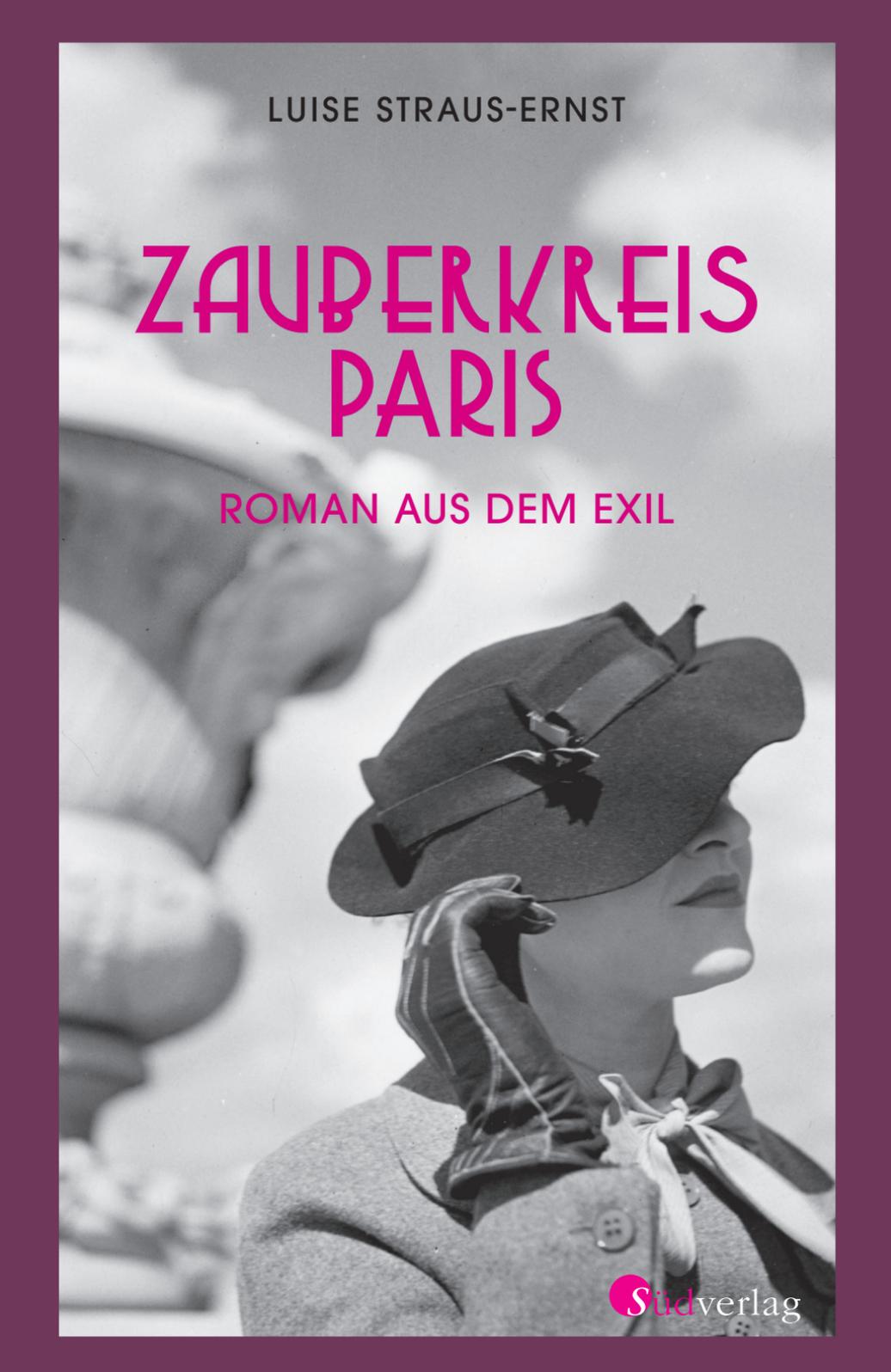


LUISE STRAUS-ERNST

ZAUBERKREIS PARIS

ROMAN AUS DEM EXIL



Südverlag

Luise »Lou« Straus-Ernst (*1893) stammte aus einer jüdischen Fabrikantenfamilie. Die promovierte Kunst-historikerin war Muse der Kölner Dadaisten, später der Pariser Surrealisten. Nach ihrer Scheidung vom Maler und Bildhauer Max Ernst 1925 entdeckte sie ihre Leidenschaft für das Schreiben von Feuilletons, Reportagen, Erzählungen. 1933 ging Luise ins Pariser Exil. Ihre letzten Lebensjahre verbrachte sie unter Repressionen in Südfrankreich. Im April 1944 wurde sie verhaftet, deportiert und Anfang Juli in Auschwitz ermordet.

Armin Strohmeyr, 1966 in Augsburg geboren, ist promovierter Germanist und lebt als freier Autor und Publizist in Berlin. Er veröffentlichte vielbeachtete Biografien u. a. über Klaus und Erika Mann, Annette Kolb und George Sand, außerdem verschiedene Porträtsammlungen, etwa über die Frauen der Brenntanos. Darüber hinaus ist er Herausgeber mehrerer Lyrik-Anthologien sowie der Werke des expressionistischen Lyrikers Oskar Schürer und der jüdischen Dichterin Hedwig Lachmann.

Von Armin Strohmeyr im Südverlag bereits erschienen:

»SIE WAR DIE WUNDERBARSTE FRAU ...«

DAS LEBEN DER SOPHIE VON LA ROCHE (Biografie)
FERDINANDEA. DIE INSEL DER VERLORENEN TRÄUME (Roman)

LADY HESTER STANHOPE. KÖNIGIN DES ORIENTS (Biografie)

JANKE ODER DIE REISE ZUM NIL (Roman)



Luise »Lou« Straus-Ernst, Künstlermuse, Autorin und vom Maler Max Ernst geschieden, erhält 1934 von einer Pariser Emigrantenzeitung den Auftrag für *Zauberkreis Paris*: Temporeich erzählt der autobiografisch grundierte Roman das Schicksal eines Paares, das unter dem Druck der NS-Verhältnisse auseinandergerissen wird. Während Peter ins Exil nach Paris geht, schlägt sich Ulla in ihrer Heimat durch. Als sie ihrem Freund dann doch in die französische Metropole folgt, muss sie erkennen, dass er eine Affäre mit der geheimnisvollen Russin Borja hat und ihre Liebe zerbrochen ist. Am Ende gerät Peter in einen Strudel krimineller Machenschaften, wohingegen es Ulla gelingt, sich neu zu erfinden ... Der Roman einer desillusionierten Liebe und einer weiblichen Emanzipation – und: eine Liebeserklärung an Paris.



Umschlagabbildung: akg-images / Walter Limot (AKG324527)
Umschlaggestaltung: nalbach typografik Silke Nalbach, Mannheim

 Südverlag



LUISE STRAUS-ERNST

ZAUBERKREIS PARIS





Sie ist Künstlermuse, leidenschaftliche Autorin und die geschiedene Frau des Malers Max Ernst: Luise Straus-Ernst. Im Jahr 1934 erhält sie von der deutschsprachigen Emigrantenzeitung *Pariser Tageblatt* den Auftrag zu einem Exilroman: *Zauberkreis Paris*. Temporeich erzählt der autobiografisch grundierte Roman das Schicksal eines Paares, das unter dem Druck der NS-Verhältnisse auseinandergerissen wird. Während Peter ins Exil nach Paris geht, sich dort in die geheimnisvolle Russin Borja verliebt und im Übrigen müßiggängerisch in den Tag hinein lebt, versucht Ulla, sich trotz aller Restriktionen in ihrer Heimat durchzuschlagen. Als sie nach ein paar Monaten ihrem Freund nach Paris folgt, muss sie feststellen, dass er inzwischen ein Verhältnis mit Borja eingegangen und ihre Liebe zerbrochen ist. Anstatt zu resignieren, stellt sich Ulla den Widrigkeiten der Fremde: Das Exil wird für sie zu einer harten Schule, ihr Kampf um Existenzsicherung, um Anerkennung zu einem Prozess der Emanzipation und des wachsenden Selbstvertrauens. Am Ende gerät Peter in einen tödlichen Strudel krimineller Machenschaften, während es Ulla in der Auseinandersetzung mit den Herausforderungen des Exils gelingt, sich neu zu (er)finden ... Ein einzigartiges Plädoyer gegen den Ungeist und die Mutlosigkeit, zugleich für den Glauben an die Zukunft.



Luise Straus-Ernst

ZAUBERKREIS
PARIS

Luise Straus-Ernst

»Bin ich eigentlich mutig?
Das frage ich mich in diesen Tagen immer wieder.
Man sagt so von mir, weil ich mich, wie es so heißt,
tapfer und unabhängig durchs Leben schlage.«
»LUISE STRAUS-ERNST, *Nomadengut*, S. 23

ZAUBERKREIS PARIS

ROMAN AUS DEM EXIL

Herausgegeben
und mit einem Nachwort versehen
von Armin Strohmeyr

 Südverlag

INHALT

ZAUBERKREIS PARIS	... 7
NACHWORT	
»Unerschöpfliches, köstliches Nomadengut« <i>Luise Straus-Ernst, eine Vagabundin der Kunst und des Lebens</i>	... 157
ANHANG	... 183
Anmerkungen zum Roman <i>Zauberkreis Paris</i>	... 184
Anmerkungen zum Nachwort »Unerschöpfliches, köstliches Nomadengut«	... 187
Zeittafel	... 188
Auswahlbibliografie	... 197
Editorische Notiz	... 199

ZAUBERKREIS PARIS



IV



DASS PARIS SEINE BEZAUBERNDSTE ZEIT im Frühling habe, ist eine Behauptung, die, obwohl längst ein Gemeinplatz geworden, nichts an Wahrheit eingebüßt hat. Doch in diesem Frühling 1933 war Paris nicht mehr die märchenhafte, alltagsferne Stadt, in der man ziellos und ferienselig schlenderte. – Es war Zufluchtsstätte geworden für viele Vertriebene, Stätte, die man auf ihre Möglichkeiten prüfen und erforschen musste, in der man sich auf ein ungewisses Bleiben einzurichten hatte. Und trotz silbrigem Dunst und zartem Grün der Alleen, trotz Sonnengeflimmer auf den Autoreihen der Champs-Élysées, trotz erstem süßen Blumenduft war Paris dieses Mal im Grunde eine traurige Stadt.

Peter Krimmer merkte das aber nicht gleich. Zuerst war ein erlöstes Aufatmen da, etwas wie eine verstohlene Freude, ohne eigenes Zutun, ohne Verantwortung aus dem alltäglichen, allzu regelmäßigen Betrieb heraus in diese sehr geliebte Stadt versetzt worden zu sein, die tausend unübersehbare Möglichkeiten bot.

Dies Aufatmen, diese verstohlene Freude fing an, als Peter Krimmer, noch ein wenig benommen von der durchreisten Nacht, am Morgen über den Boulevard Sébastopol fuhr, im offenen Taxi, und sehr langsam, da die von [den] Hallen⁶ zurückflutenden Wagen den Verkehr hemmten. Hier gab es keine Fahnen und keine singenden Truppen in Uniform. Aber es war eine heitere Geschäftigkeit überall, eine selbstverständliche Freude am Leben,

ruhige Ausgeglichenheit. – An den Bars der Kneipen tranken, behäbig hingelehnt, Männer ihren Kaffee im Glas, bisßen in zartes Gebäck; oder sie saßen bei einem ersten Apéritif auf den Stühlen mitten im Getriebe des Bürgersteigs, wo Kleider und Lebensmittel zum Kauf ausgestellt waren.

Das Taxi flitzte elegant zwischen Lastwagen und Autobussen durch, stoppte mit erschreckender Plötzlichkeit an den Straßenecken, wo ein ebenso fixes Wägelchen kühn hervorschoß. – – Dann kamen die Brücken mit dem Fluss im leichten Dunst und der Blick auf Notre-Dame. Der Boulevard Saint-Michel lag noch still. Die Studenten standen nicht so früh auf. Buchhändler trugen eben Tische und Waren nach draußen. – In ein paar Stunden würde hier ein fröhlich-zielloses Geschiebe junger Menschen sein, für die der Kaffee an der Bar, das Kolleg in der Sorbonne⁷, ein geschminktes, kleines Mädchen ebenso viel Bedeutung hatte wie für ihre deutschen Altersgenossen Uniformen, Kommandos, Massenversammlungen. – Und würden sie deswegen weniger brauchbare Menschen werden, weil sie den kleinen Dingen des täglichen Lebens und des Studiums mehr Wert beimaßen als politischen Ideen, die sie doch nur halb begriffen hätten?

Oh, es war gut, in Paris zu sein! Hier lag, hinter goldgespitztem Gitter, der Park des Luxembourg⁸ – dort, am Ende der ansteigenden Straßen, ragte die feierliche Kuppel des Panthéon⁹. Und die Leute, die vorübergingen, taten, als müsse das so sein.



V



ZUERST HATTE PETER GEDACHT, sich gleich in den ersten Tagen auf die Arbeit zu stürzen, Verbindungen aufzunehmen und anzuknüpfen, Betrieb um sich herum zu machen. Aber dann war eine seltsame Müdigkeit gekommen, ein Sich-Gehen-Lassen, das er nicht an sich kannte. »Reaktion auf die Erschütterungen der letzten Wochen«, sagte er sich. Und in der Tat war ja dieser Sturz – nicht nur der persönliche –, vielmehr der Sturz einer ganzen bürgerlich-intellektuellen Welt, in dessen Wirbel man selbst nur ein winziges Teilchen war, schon Grund genug für jeden Einzelnen, im Innersten aufgewirbelt zu sein, selbst dann, wenn man mit verhältnismäßig heiler Haut davongekommen war.

So beschloss Peter, sich nicht in falsch eingesetzte Energie hinein-zusteigern, sondern aus dem voraussetzungslosen Erlebnis der Stadt Paris Entspannung und Gleichgewicht zu schöpfen. Er konnte das umso ruhiger tun, als er von der Redaktion Nachricht erhalten hatte, dass man ihm für drei Monate Gehalt auf sein Konto überwiesen habe. Wenn er sich das Geld nach und nach schicken ließ und vorsichtig damit umging, mochte es bei den veränderten Lebensansprüchen zur Not wohl ein Jahr reichen. Und so gab es vorerst keine materielle Sorge.

Dieses Mal allerdings ging man anders an diese unendliche Stadt Paris heran als bisher in karg bemessenen Ferienwochen. Museen und Ausstellungen, Schlösser und Bibliotheken – dies

alles eilte ja nicht, das blieb ja, dazu kam man immer noch. Dinge, zu denen früher nie Zeit gewesen war, sollten nun endlich an die Reihe kommen. – In Parks zu sitzen und die Stunden verrinnen zu fühlen, umstrahlt von dem unvergleichlichen Licht des Luxembourg-Gartens oder eingefriedet von dem koketten Ruinenzauber des Parc Monceau¹⁰ oder im heiteren Entzücken der Vorstadtromantik in den Buttes-Chaumont¹¹. – Das war etwas! – –

Und dann die Nebenstraßen, in die man nur immer sehnsüchtig hineingeblickt hatte, im Vorübereilen des emsigen Reisenden, der sein Pensum erledigen muss. – Was gab es nicht alles in diesen reizvollen Nebenstraßen! – Das fing schon gleich im eigenen Quartier an, wo hinter dem Panthéon winklige Kleinstadtgassen zur Seine-Niederung hin sich senkten, gemächlich durchschnitt von der grotesken Rue Mouffetard¹² mit der fröhlichen Bunttheit und dem vergnügten Lärm unzähliger Lebensmittelläden und -buden. Hier roch es nach dem heißen Öl, in dem Kartoffelscheiben zu den beliebten Fritten gebacken wurden, nach Fisch und nach Lauch. Die Ausrufer überschrien sich gegenseitig vor ihren malerisch und appetitlich arrangierten Schätzen, und in einer großen Metzgerei flogen die riesigen Fleischstücke, die man auf der Straße ausgesucht hatte, von handfesten Gesellen geschleudert, durchs offene Fenster in den Laden zum Zurichten, ohne jemals ihr Ziel zu verfehlen.

Oder man bummelte an den Seine-Quais, blätterte ziellos stundenlang in den zusammengewürfelten Auslagen der Bouquinisten¹³, stieg dann wohl zum Ufer hinab, wo die Schiffe anlegten und wo eben ein vergnügter Alter, dem der Bart fast bis in die Augen wuchs, in der warmen Sonne sein Déjeuner¹⁴ richtete, indem er alles, was er sich am Vormittag zusammengebettelt hatte, auf einem Zeitungspapier zu den traditionellen vier Gängen arrangierte, mit einem Stück Käse als Schluss und einer Flasche Rotwein, die aus der Hosentasche gezogen wurde, als Krönung des Ganzen.

Oder man entdeckte in einer Seitenstraße der Champs-Élysées plötzlich einen kleinen Laden, der mehrere Zebra- und Giraffen-

felle zum Verkauf vor die Tür gehängt hatte. – Oder man ging auf wilde Abenteuer aus. Dann setzte man sich auf irgendeinen Auto-bus und ließ sich in eine unbekannte Gegend fahren. So geriet Peter einen Tag in eine seltsame Hafenecke im Norden, wo ein Kanal mit einer großen Schleuse die Mitte der Straße einnahm.

Am nächsten Tag bummelte er hinter der Porte de Clignancourt¹⁵ über den Flohmarkt, wo zahllose Trödler und Trödlerinnen ihre Ware – vom rostigen Schlüssel bis zum Abendkleid – auf dem Boden ausgebreitet hatten und wo man zwischen zerbrochenen Grammophonplatten, alten Fahrradreifen und ausgeleierte Korsetts unversehens auf eine originelle kleine Holzschnitzerei, eine gute Keramik, einen hübschen antiken Schmuck stoßen konnte.

Einen anderen Tag trieb er sich im Judenviertel zwischen Hôtel de Ville¹⁶ und République¹⁷ herum, suchte die hebräischen Inschriften an den Türen zu entziffern, stand vor den sauberen Bäckerläden, in denen das kräftigste Brot von Paris gebacken wurde, sah überall an den Türen und Fenstern die kleinen Schilder, die deutschen Geschäftsreisenden den Eintritt verboten, saß später in einer schmutzigen Kneipe, wo er mit einer jungen algerischen Hure plauderte. Für ein paar Franken zeigte sie ihm ihre tätowierten Brüste und erzählte ihm dann vertraulich von ihrem kleinen Sohn, der bei der Großmutter in Algier aufwuchs und der nie, nie diese große, böse Stadt Paris betreten sollte, in der seine Mutter mit schwerer Arbeit seinen Unterhalt verdiente.

Wieder ein anderes Mal hielt der Autobus an der Kirche eines bürgerlichen Wohnviertels, in der eben eine Trauung stattgefunden hatte. Die Hochzeitsgesellschaft trat vor das Portal, die Braut schritt an der Seite des nichtssagenden Bräutigams eitel die Treppe hinab und wirkte mit dem an Brust und Oberschenkeln eng angeklebten weißen Seidenkleid schamloser, als hätte sie sich ganz nackt trauen lassen. Nichtsdestoweniger bauschte sie keusch den Schleier um sich herum und barg das Gesicht im großen Lilienbukett, als der Fotograf die erste Aufnahme machen durfte, mit den in Matrosenanzug und langem Seidenkleid neckisch zum

zweiten Pärchen gestempelten Schleppträgerkindern. Die beiden Brautjungfern bekamen eine Extraaufnahme, sie trugen ganz gleiche, hellblaue Kleider und große, schwarze Hüte; und auch die Jünglinge, die sie am Arm führten, unterschieden sich kaum voneinander. Dann noch eine Aufnahme der übrigen Festgäste, deren fünf Damen alle in Hellgrün erschienen waren. Aber offenbar hatten sie sich vor der Hochzeit gezankt und nicht gemeinsam eingekauft, denn das Grün ihrer Kleider hatte lauter verschiedene Nuancen, die den Augen wehtaten. Und die Brautmutter schlug stolz den Mantel zurück, damit man sie an ihrem Goldbrokat-überwurf als die Hauptperson erkennen könne.

Nach so viel bodenständiger Bürgertradition tat es gut, alle Standesunterschiede zu vergessen und auf einem Bal-musette¹⁸ zuzusehen, wie Straßenmädchen und Verkäuferinnen mit ihren Zuhältern, mit Arbeitern und Matrosen tanzten, voll naturhafter Freude am Rhythmus der Körper und eben aus dieser Selbstverständlichkeit heraus untadelig in der ganzen Haltung.



VI



SELTSAM, WEDER BEI DIESEN STREIFZÜGEN durch ein inoffizielles Paris noch auf den großen Boulevards oder im Quartier Latin¹⁹ begegnete Peter Krimmer deutschen Flüchtlingen, die doch während jener Frühlingswochen in hellen Scharen nach Paris hereinstömten. Sollten sie so rasch von der Bevölkerung aufgesogen sein, dass sie dazwischen verschwanden? Aber nein, ganz im Gegenteil. So wie die Nebenflüsse des Rheins nach der Mündung noch lange Strecken weit durch Farbe und Bewegung kenntlich bleiben, so lief auch dieser plötzliche Menschenstrom scharf unterschieden neben der eingesessenen Bevölkerung einher.

Natürliches Sammelbecken waren zunächst die Komitees, die sich zu rascher Hilfeleistung überall aufgetan hatten. Peter hatte in den ersten Tagen eine solche Stelle aufgesucht in der vagen Hoffnung, man werde ihm hier eine Arbeitsmöglichkeit nachweisen. Aber für die Kenntnisse, die er angeben konnte, gab es keinerlei Verwendung. Ein Uhrmacher wurde gesucht, mehrere Sattler. Eine wohlmeinende Komiteedame machte auf einen Schriftsetzerposten bei einem hebräisch gedruckten Blatt aufmerksam und war beinahe gekränkt, als Peter ihr den Unterschied zwischen Schriftsetzer und Schriftsteller klarzumachen suchte. Man ließ ihn dann für alle Fälle einen Fragebogen ausfüllen, fragte, ob er Geld genug habe, um das Hotel zu bezahlen, und schob ihn dann ab, denn es waren dringendere Fälle zu erledigen:

eine Familie aus Süddeutschland mit völlig erschöpften kleinen Kindern, die schon drei Nächte kein Bett mehr gesehen hatten; ein paar blasse, abgerissene Handwerksburschen, die bei Nacht und Nebel über die Grenze gelaufen waren, um der verfolgenden SA zu entgehen; eine behäbige Geschäftsfrau aus dem Oldenburgischen, die ihren Manufakturwarenladen hatte im Stich lassen müssen, weil sie einen Kommunisten, der dann über die holländische Grenze entwischt war, bei sich beherbergt hatte; ein paar junge Juden, die man aus ihren Verkäuferstellen in einem Warenhaus Knall und Fall entlassen hatte und die ihre völlige Ratlosigkeit hinter krampfhaft erzählten Witzen zu verbergen suchten.

Man gab Gutscheine für Mahlzeiten aus, ein kleines Taschengeld, wies Hotelzimmer nach, in denen sich die Flüchtlinge auf Kosten des Komitees eine Weile einrichten konnten. Wie es weitergehen sollte, wusste kein Mensch, denn an einen Verdienst war kaum zu denken. Viel zu viele Franzosen waren arbeitslos, als dass man den Flüchtlingen die Arbeitserlaubnis hätte geben können. Und eigenes Geld, um von sich aus etwas anzufangen, besaßen die wenigsten.

Ärzte, Anwälte, Kaufleute, die ein kleines oder größeres Kapital mehr oder weniger illegal aus Deutschland herausgebracht hatten oder denen man von Hause aus ein wenig Geld zum Unterhalt senden konnte, saßen zu Hunderten in den Hotels um den Étoile²⁰ herum. Sie wussten wenig mit ihrer Zeit anzufangen, denn den ganzen Tag konnte man nicht bei den Komitees und Auskunftsstellen zubringen. Noch weniger vermochte man die kahlen Wände und kümmerlichen Draperien der Hotelzimmer mit dem Rauschen der Wasserleitungen auf die Dauer zu ertragen. So hockten sie ziemlich sinnlos in den Cafés der Champs-Élysées herum, kamen sich wie Nichtstuer vor und gewöhnten sich allmählich daran, es wirklich zu sein.

Die Intellektuellen, die meist weniger Geld, aber dafür literarische Ambitionen hatten, verachteten den unpersönlichen Prunk der Champs-Élysées und bevorzugten die Gegend von Mont-

parnasse²¹. Von den Cafés beider Gegenden erzählte man den gleichen Witz, es habe sich dort – im Dôme oder im Colisée²² – ein Franzose erschossen, aus Heimweh.

In Wirklichkeit waren es aber trotzdem weniger die Franzosen, die unter Heimweh litten. Nur wurde in einem stillen Übereinkommen unter den Deutschen von dieser schleichenden und ansteckenden Krankheit nicht gesprochen. Sie redeten selten über ihre frühere Arbeit, die zurückgebliebene Familie. Wenn sie die politische Lage erörterten, schienen sie über Deutschland wie über eine ganz fremde Gegend zu sprechen. Nie verweilten sie bei Einzelheiten der Städte und Landschaften, der Lebensformen. Die vergeblichen Gänge, die man heute wieder gemacht, Beobachtungen aus dem Pariser Leben, Gespräche über Filme wurden bevorzugt, um die leeren Caféhausstunden mit oberflächlicher Unterhaltung zu füllen. Aber ob nun ein junger Mann, nach irgendeiner Straße seiner Vaterstadt befragt, eine verwirrte, beinahe unwillige Antwort gab, ob ein Berliner, engstirnig und eitel, das Tempo von Paris für unzulänglich erklärte und baldigst hier Ordnung zu schaffen versprach – es entsprang doch dies alles nur dem unausgesprochenen Kummer um eine Heimat, die man sehr geliebt und auf immer verloren hatte.



VII



DOCH SO KONNTE DAS LEBEN NICHT WEITERGEHEN. In diese Leere durfte man nicht versinken. Und er, Peter, brauchte das ja auch nicht. Schließlich war man nicht irgendein kleiner Pinscher, der um eine kümmerliche Anstellung betteln musste. Man konnte etwas, gewissermaßen war man sogar jemand. Man erlebte gerade jetzt sehr intensiv. Und ein Journalist, der etwas erlebt – der schreibt. Was es werden würde – ein großes Werk, das die Zeit widerspiegelte, oder nur ein paar Feuilletons –, das ließ sich nicht voraussehen. Auf alle Fälle begann Peter, Gedanken und Beobachtungen der letzten Monate aufzuzeichnen. Doch seltsam – er kam nicht vom Fleck. Er hatte das Gefühl, dass ihm der Stoff entglitt, dass er ins Wesenlose geriet. Nachdem man so viele Jahre gewöhnt gewesen war, sich an ganz bestimmte Leserkreise zu richten, schien es nun fast unmöglich, so einfach in ein Publikum hineinzureden, das nicht existierte. Vielleicht war dies ein Fluch des Journalismus. – Aber hatte man heute überhaupt das Recht, so still vor sich hin zu schreiben? Musste man nicht Menschen um sich sammeln und schreien, den Jammer und die Ungerechtigkeit dieser Ereignisse herausschreien, um so die Welt zu wecken und zu ändern? –

Deutsche Emigrantenblätter, die hier hätten einspringen können, gab es noch kaum. Peter hatte im Café einen französischen Journalisten kennengelernt, der bereit war, mit ihm zusammen-

zuarbeiten, seine Texte zu übersetzen und in den Redaktionen unterzubringen. Mit großem Eifer stürzte sich Peter in die lockende Aufgabe. Er erzählte Begebenheiten aus dem Deutschland der letzten Monate, fasste sie unter großen politischen Gesichtspunkten zusammen; er schilderte grausame und bezeichnende Einzelschicksale, begann eine große Reportage über Fragen der Emigration, interviewte bedeutende Persönlichkeiten, die nicht mehr in Deutschland leben konnten oder wollten.

Monsieur Benoit, klein, geschäftig und ein wenig geschwätzig, versprach goldene Dinge, lobte jede Manuskriptseite besonders und verbreitete sich über seine guten Beziehungen. Doch der tatsächliche Erfolg seiner Bemühungen ließ auf sich warten. Ganz selten, wenn Peters Ungeduld zu groß wurde, erklärte er, dass diese oder jene Redaktion einen Artikel angenommen habe. Doch er erschien trotzdem nicht.

Schließlich war Peter der Vermittlung müde. Er hatte inzwischen durch seine Reportagen und Interviews so viele Beziehungen bekommen, dass er sich selbst Empfehlungen an die größeren Redaktionen verschaffen konnte. Es gab freundlich bewilligte Verabredungen, dann aber trotzdem endlose Wartestunden in Vorzimmern und Fluren. Manchmal wurde man endlich von einem sehr beschäftigten Redakteur empfangen, der nur halb auf das hörte, was man vorbrachte, der in höflichster Weise das Schicksal der aus Deutschland geflohenen Kollegen bedauerte, die französische Arbeitslosigkeit erwähnte, die mitgebrachten Arbeiten nicht geeignet fand, aber um weitere Vorschläge bat, wobei er darauf hinwies, dass das französische Publikum für die meisten dieser Einzelheiten nur wenig Interesse aufzubringen vermöchte. – Manchmal kam man aber nicht einmal so weit. Oft genug erschien statt des erwarteten Redakteurs eine schicke Sekretärin mit geschminkten Lippen, die verbindlich und hoheitsvoll nach den Wünschen des Besuchers fragte und den Chef mit einer Konferenz entschuldigte.

Dies alles war nicht einmal Bosheit oder Schikane. Es waren

die Höflichkeitsformen eines fremden Landes, an die man sich zu gewöhnen hatte. Man sagte hier niemals: Nein. Man lehnte nichts ab. Man half sich eben mit mehr oder weniger vagen Versprechungen und dachte gar nicht daran, jemals beim Wort genommen zu werden.

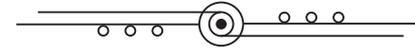
Der kleine Monsieur Benoit war ein wenig verschnupft über Peters selbständige Schritte, und nicht ganz ohne leise Schadenfreude erklärte er seinem Schützling, dass mit diesen politischen und fast larmoyanten Sachen nicht viel zu holen sei, wenn nicht etwa sensationelle Enthüllungen darin enthalten seien, mit denen Peter ja leider nicht aufwarten könne. Kleine Feuilletons, Kurzgeschichten, damit sei schon eher etwas zu machen. Peter war zwar erstaunt, dass gerade auf diesem von den Franzosen so sehr gepflegten und beherrschten Gebiet für einen Ausländer Möglichkeiten bestehen sollten, begab sich aber trotzdem ans Werk. – Doch als er dann die Übersetzungen durchsah, erkannte er seine eigenen Kinder nicht wieder. Sein knapper, klarer Stil, auf den er immer Wert gelegt hatte und der in den früheren dokumentarischen Artikeln auch nach der Übersetzung leidlich gewahrt worden war, zeigte sich nun mit tausend Ranken und Kinkerlitzchen behangen. Neckische Bilderchen und Vergleiche flochten sich hinein, verlogene kleine Ekstasen plusterten sich auf. Die Grundlinie zärtlicher, heiterer, besinnlicher Handlungen war rettungslos überflutet und übertönt von verspielten, klingelnden Wortkaskaden.

Benoit verteidigte sich mit dem Geschmack des Leserpublikums, das Peters sachliche Schreibweise kalt und reizlos finden würde und nur dieses künstlich gekräuselte Arabeskenwerk zu lesen wünsche. Er hatte sogar den Triumph, dass tatsächlich einige dieser zierlich frisierten Machwerke von Tageszeitungen gedruckt und leidlich bezahlt wurden. Doch Peter empfand ein so lebhaftes Ekelgefühl gegenüber dieser sorglosen Verfälschung seines eigenen Wollens, dass er die Zusammenarbeit mit Benoit erbittert aufgab.

Nein, auf diese Weise ging es nicht. Vielleicht war es besser, vorläufig überhaupt nicht zu schreiben. Es musste etwas ganz anderes gefunden werden. Was? Nun, das ließ sich nicht zwingen. Herumlaufen und suchen schien sinnlos. Es galt zu warten. Und wie viele seiner Schicksalsgenossen wartete nun auch Peter auf das große Wunder.



VIII



IN DIESER GANZEN ZEIT DACHTE PETER erstaunlich wenig an Ulla. Und wenn ihm das zu Bewusstsein kam, hatte er ein peinliches Gefühl. – Ganz zuerst hatte er die Freundin sehr entbehrt, sehnte sich nach ihrer unbekümmerten Frische und nach dem lebhaften Austausch der Eindrücke, an den man gewöhnt war.

Dann aber hatte ihn die Stadt mit ihrem Zauber umfungen, und wie man sentimentale Rückerinnerungen an ein früheres, geregeltes Leben zurückdrängte, um so dem Neuen besser aufgeschlossen zu sein und den Übergang in diese fremde Welt schneller zu finden, so ließ man auch Gestalt und Wesen der Freundin im Ungewissen verschwinden.

Nicht ganz und gar, natürlich. Man blieb sich ihrer Wirklichkeit wohl bewusst, rechnete mit einem späteren, gemeinsamen Leben, aber doch nicht morgen, nicht übermorgen! Irgendwann, nun ja.

Dass Ulla nicht ganz vergessen wurde, dafür hätten im Notfall schon ihre Briefe gesorgt, diese tapferen und herzlichen Briefe, in denen eine manchmal etwas gezwungene Heiterkeit manches verschleiern musste, persönlichen Kummer ebenso sehr wie Hinweise auf politische Ereignisse und Zustände, die in Auslandsbriefen offen zu schildern in dieser Zeit des kontrollierten Privatlebens unmöglich gewesen wäre. Sie erzählte viele Einzelheiten ihres alltäglichen Lebens, berichtete von gemeinsamen Freunden,



Luise »Lou« Straus-Ernst, Künstlermuse, Autorin und vom Maler Max Ernst geschieden, erhält 1934 von einer Pariser Emigrantenzeitung den Auftrag für *Zauberkreis Paris*: Temporeich erzählt der autobiografisch fundierte Roman das Schicksal eines Paares, das unter dem Druck der NS-Verhältnisse auseinandergerissen wird. Während Peter ins Exil nach Paris geht, schlägt sich Ulla in ihrer Heimat durch. Als sie ihrem Freund dann doch in die französische Metropole folgt, muss sie erkennen, dass er eine Affäre mit der geheimnisvollen Russin Borja hat und ihre Liebe zerbrochen ist. Am Ende gerät Peter in einen Strudel krimineller Machenschaften, wohingegen es Ulla gelingt, sich neu zu erfinden ... Der Roman einer desillusionierten Liebe und einer weiblichen Emanzipation – und: eine Liebeserklärung an Paris.

